

SWR2 Wissen: Aula

Bildungsgerechtigkeit

Eltern prägen die Bildungsbiografie

Gespräch mit Heike Schmoll

Sendung: Sonntag, 21. Juli 2019, 8:30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2019

Eltern spielen für die Bildungsbiografie eine immer größere Rolle. Kinder aus bildungsnahen Familien werden zu Hause besser gefördert. Heike Schmoll beschreibt die Konsequenzen.

SWR2 Wissen können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die neue SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

INTERVIEW:

Mit dem Thema:

Bildungsungerechtigkeit- wie Eltern die Bildungsbiografie der Kinder prägen. Deutschland ist ein ungerechtes Land: Es gibt Eltern mit akademischem Abschluss, die ihre Kinder bestens fördern, die überbesorgt sind, die alles für ihre Kids tun, damit diese aufs Gymnasium können. Und es gibt Eltern, die ihre Kinder vernachlässigen, die nicht mit ihnen stundenlang lesen oder Hausaufgaben machen. Also: Deutschland ist in dieser Hinsicht ungerecht.

Heike Schmoll, Journalistin mit Schwerpunkt Bildung bei der FAZ zeigt, wie diese Ungerechtigkeit aussieht, welche Folgen sie hat, wie sie überwunden werden kann:

„Am liebsten würde ich ein Internat einrichten. Diesen Kindern wäre am meisten geholfen, wenn sie nicht jeden Nachmittag wieder in ihre Familien zurückgehen müssten“. Das ist die feste Überzeugung der Schulleiterin einer Grundschule in Berlin-Neukölln. Über 70 Prozent ihrer Schüler sind arabischer Abstammung, häufig aus Clan-Familien, weitere 20 Prozent kommen aus türkischen Familien. Wenn die Ferien beginnen, dann jammern die Schüler und meinen „Ferien sind doof“, weil die Schule ihr Lebensraum ist. Die vielen Möglichkeiten einer gebundenen Ganztagschule mit einem umfangreichen Kurs- und Freizeitangebot wissen sie zu schätzen. Es gibt ein eigenes Freizeithaus mit Bastel- und Werkräumen, Schülercafé, Bibliothek, Theaterraum – alles bestens ausgestattet und angeleitet. Es ist sauber und aufgeräumt hier, ein Wohlfühlraum mit Struktur für Kinder aus Elternhäusern, denen es häufig an Struktur fehlt. An den Räumen stecken Halterungen für Schülerschließel. Mehr als sechs können in den meisten Räumen nicht gleichzeitig sein.

In Berlin haben die Schulleiter von Brennpunktschulen ein eigenes Schulbudget. Von einem bestimmten Anteil von Kindern nicht deutscher Herkunft (ndH im Behördendeutsch benannt) bekommen die Schulen 150.000 Euro zusätzlich, über die sie selbst verfügen können. Die meisten kaufen dafür Honorarkräfte für zusätzliche Kurse ein.

Die Mütter der Kinder sitzen schon um 15 Uhr vor dem Schulgebäude und erwarten ihre Kinder, die meisten arabischen Mütter sind nicht berufstätig. Die Eltern haben eine hohe Bildungsaspiration. Sie sind ehrgeizig und sie möchten für ihre Kinder das Beste erreichen, was das deutsche Bildungssystem hergibt, also ein Abitur und am besten einen Hochschulabschluss. Von einigen Ausnahmen abgesehen interessieren sie sich allerdings nicht für den Schulalltag ihrer Kinder. Die Schule betreten sie dann, wenn es etwas zu essen gibt. Immer mehr Grundschülerinnen tragen Kopftücher, oft auch die schwarzen, die eine besonders strenge muslimische Prägung verraten. Vor allem die Mädchen werden für Haushalt und Babysitting eingespannt, sobald sie nach Hause kommen. Abendliche Theaterbesuche oder andere Unternehmungen werden von den Eltern entweder ganz verweigert oder nur unter strengsten Auflagen zugestanden – etwa wenn eine Lehrerin die Schülerin persönlich nach Hause bringt.

Vor allem Eltern mit Migrationshintergrund wollen, dass ihre Kinder es einmal besser haben als sie selbst, dass sie gesellschaftlich weiter kommen. Sie wollen ihnen die sozialen Schieflagen ersparen, die sie selbst erlebt haben. Stärker noch als deutsche Eltern machen sie die Schulen dafür verantwortlich, dass ihren Kindern der Bildungsaufstieg gelingt. Vor allem muslimische Eltern sehen die Schule sehr ambivalent. Einerseits hoffen sie auf deren Erfolg, andererseits aber haben sie eine zuweilen fast feindselige Haltung der Schule gegenüber, von der sie ihre eigene Kultur und Lebensphilosophie bedroht sehen. Im schlimmsten Fall nehmen sie die Schule und das gesamte deutsche Bildungssystem als Bedrohung wahr, die zwar irgendwie nötig ist, deren kulturellen Einfluss die Kinder aber möglichst zu entziehen sind.

Als partnerschaftliche Verantwortung sehen sie die Erziehungs- und Bildungsaufgabe in der Regel nicht. Sie schieben sie – wie viele Eltern auch – an die Schule ab. Vor allem Familien in beengten Verhältnissen, in Sozialwohnungen mit nur wenigen Zimmern fühlen sich außerstande, ihren Kindern Rückzugsräume zum Lesen und Arbeiten zu schaffen. Es gibt in Berlin ein Gymnasium, das nahezu nur von türkischen Schülern besucht wird. Die meisten schaffen das Abitur, über 40 Prozent lernen sogar Latein. Ruhe zum Arbeiten finden die Kinder nicht, wenn sie zuhause sind. Oft wohnen die Eltern zu beengt, um ihnen einen Arbeitsplatz oder gar ein eigenes Zimmer zur Verfügung zu stellen. Manche müssen in der Badewanne Hausaufgaben machen, weil sie keinen anderen Rückzugsort haben. Sie bleiben deshalb nachmittags gern in der Schule, um nicht zu rasch dem Zugriff der Familie ausgesetzt zu sein. Denn dann werden vor allem die Mädchen für Babysitting und Hausarbeit herangezogen, die Schule spielt keine Rolle mehr. Die Eltern melden sich, wenn ihre Töchter auch im Sportunterricht lange Kleider tragen sollen und nicht einmal die weite Jogginghose noch opportun zu sein scheint. Das Kopftuch ist für viele ohnehin Pflicht. In solchen Fällen vermittelt an der Schule zu deren Glück eine türkische Lehrerin – ohne Kopftuch. Sie macht den Eltern dann klar, dass das Kopftuchtragen keine Pflicht ist und Jogginghose und T-Shirt gegen keine muslimischen Regeln verstoßen. Es ist gut, dass sie diese Aufgabe übernimmt. Im Zweifel hat sie die viel größere Autorität als ein deutscher Lehrer oder gar eine deutsche Lehrerin. Viele Konflikte in den Klassen entzündeten sich am Verhältnis zwischen türkischen Jungs und Mädchen. Die Jungs sind in ihrem Verhalten oft genug weit entfernt von einem gleichberechtigten Umgang mit ihren Klassenkameradinnen. Sie erleben ihn ja auch zuhause in der Regel nicht.

Viele Lehrer an Brennpunktschulen in Berlin sind ernüchtert. Die dritte Generation der Einwanderer sei weniger integriert als die erste, lautet ihre Feststellung. Ein niederschmetternder Befund, der viele Fragen nach möglichen Ursachen aufwirft. Sicher ist, dass man gerade in Berlin nie hätte zulassen dürfen, dass sich regelrechte Parallelgesellschaften in ghettoisierten Stadtteilen bilden. Gäbe es nicht eine ausnahmslos türkische oder arabische Infrastruktur, wären auch die Frauen der ersten Generation, die häufig auch nach über dreißig Jahren ihres Hierseins kein Wort Deutsch sprechen, darauf angewiesen, Deutsch zu lernen.

Die Schulen geben sich alle Mühe, gerade die Eltern mit Einwanderungsgeschichte in die Schule zu locken. Von Sprach- bis Beratungsangeboten zu Schulcafés mit zwanglosen Gesprächen mit den Lehrern und Schulleitern wird nahezu alles

geboten. Aber es kommt doch nur eine kleine Minderheit. Die meisten lassen sich nicht blicken, es sei denn, sie werden wegen eines Disziplin- oder Leistungsproblem schriftlich in die Schule eingeladen. Natürlich gibt es auch engagierte Eltern unter den Eingewanderten, aber es ist eine kleine Minderheit.

Die riesige Kluft zu überbesorgten deutschen Eltern, die täglich mit ihren Kindern Hausaufgaben machen, an ihrem Schulleben regen Anteil nehmen, ist unübersehbar. Natürlich gibt es auch hier Eltern, die sich nicht für die Schule ihrer Kinder interessieren, die selten oder nie nachfragen, zu wenig mit ihren Kindern reden. Aber es gibt auch viele, die sich zu sehr dafür interessieren. Im Extremfall identifizieren sich gerade Mütter so sehr mit ihren Kindern, dass sie eine schlechte Note des Kindes als narzisstische Kränkung wahrnehmen. Sie reagieren dann beleidigt und entgegenn den Lehrern vorwurfsvoll: „aber **wir** haben doch so viel gelernt“. Für manche Eltern beginnt die künftige Karriere ihres Kindes bereits in der ersten Klasse. Entsprechend groß ist der Druck. Möglichst schon vor der Schule Buchstaben üben, dann rasch eine Fremdsprache und einen Stundenplan wie ein kleiner Manager. Kinderpsychologen berichten davon, dass das „burn out“ auch bei Kindern inzwischen ein anerkanntes Diagnosebild zu werden droht.

Eigentlich gibt es für alle Eltern, seien sie nun in Deutschland aufgewachsen oder nicht, nur ein Bildungsziel: Das Abitur. Danach am liebsten ein Hochschulstudium. Dabei sind Handwerksberufe oft nicht nur finanziell viel attraktiver, sondern auch einer praktischen Begabung eher angemessen. Doch die duale Ausbildung haben Politiker so lange schlecht geredet, dass sie jetzt alle Mühe haben, die Eltern und Schüler wieder davon zu überzeugen. Wenn dann der Übertritt aufs Gymnasium nicht klappt, dann scheint für manche Eltern das Leben, zumindest aber die spätere Berufslaufbahn des Kindes zu Ende zu sein. Dabei gibt es in jedem Schulsystem Öffnungen. Die Durchlässigkeit zwischen den verschiedenen Schulformen war zugegebenermaßen früher schon einmal größer, aber Anlass für Katastrophenstimmung ist das alles nicht.

Und eine Realschule oder eine Oberschule, Stadtteilschule oder wie auch immer die zweite Schulart neben dem Gymnasium heißt, ist keine Schande. Eine Realschule kann mit einem beruflichen Gymnasium in Baden-Württemberg nach 13 Jahren auch zum Abitur und zu einem Dualen Studium oder einem Studium führen. Berufsakademien oder Modelle, die eine Entscheidung über den beruflichen oder hochschulischen Weg offen lassen, sind durchaus beliebt.

Kinder aus Akademikerfamilien machen noch immer mit viel höherer Wahrscheinlichkeit einen Hochschulabschluss als Kinder aus bildungsfernen Familien. Das liegt auch daran, dass sie das Milieu und die Bildungssprache ungleich besser kennen. Bis zum Alter von sieben Monaten gibt es wenig Entwicklungsunterschiede zwischen Kindern. Wie kommt es dann, dass es mit drei Jahren schon erhebliche Unterschiede gibt? Und der Kindergarten ebnet die Differenzen nicht etwa ein, sondern verschärft sie. Das ist in der Schule genauso: in Bildungsinstitutionen wachsen die Unterschiede, weil die Begabten sehr viel schneller lernen. Die Bamberger Entwicklungspsychologin Sabine Weinert hat auf die Bedeutung der anspruchsvollen Interaktion der Mutter mit dem Kind hingewiesen.

Das gilt zum Beispiel dann, wenn Mütter mit ihrem Kind Bilderbücher anschauen. Bilden sie dann komplexe oder zu einfache Sätze?

Es ist wichtig, dass Eltern sich Zeit nehmen, mit ihren Kindern zu sprechen, mit ihnen Bilderbücher anschauen, auch wenn sie erst ein halbes Jahr alt sind. Wer nicht mit seinen Kindern redet oder in zu einfachen Sätzen mit ihnen spricht, trägt dazu bei, dass seine Kinder sprachlich nicht optimal entwickeln. Sätze, in denen Erwachsene in der dritten Person von sich reden oder ihre Kinder syntaktisch nachahmen, sind vollkommen verfehlt.

Der Sprachstand eines Kindes mit drei Jahren sagt späteres lernrelevantes metakognitives, also auf Wahrnehmung und Erkenntnis bezogenes Wissen mit vier bis fünf Jahren vorher. Die kognitiven Verben wissen, erinnern, glauben und vergessen ermöglichen es Kindern, Wahrnehmung und Erkenntnis zusammenzubringen.

Das kann folgende kleine Episode illustrieren: Der Vater von Emma und Julia kommt in ihr Zimmer und sagt: „Es ist Zeit zum Schlafengehen! Wenn morgen schönes Wetter ist, dann gehen wir in den Park“. Am Morgen steht Julia auf und rennt gleich zum Fenster, um hinauszuschauen. Sie sieht, wie es in Strömen regnet. „Oh nein“, sagt sie, „schau Dir das an! Jetzt werden wir heute doch nicht in den Park gehen“.

Aber auch für die sogenannte Selbststeuerung ist Sprache grundlegend. So zeigen Eltern auf Gegenstände in der Umgebung des Kindes und richten seine Aufmerksamkeit darauf. Später folgen Puzzle und Memory-Spiele. Wer kleine Kinder im Anfangsstadium des Sprechens dabei beobachtet, wenn sie spielen, wird feststellen, dass sie laut mit sich sprechen, zunehmend aber leise werden.

Wenn Kinder in der ersten und zweiten Klasse zu verbaler Selbststeuerung in der Lage sind, lassen sich ihre Leistungszuwächse ein Jahr später vorhersagen. Umgekehrt gilt auch, dass der Lernerfolg geringer ist, wenn selbstbezogene Sprache unterdrückt wird.

Um das zu belegen, haben die Forscher den Kleinkindern einen Beißring gegeben, so dass sie sich nicht äußern konnten. Die Kinder haben deutlich weniger Erfahrungen aus einer bestimmten Aufgabe gewonnen und waren auch weniger gut in der Lage, ihre Erkenntnis auf eine neue Aufgabe anzuwenden. Für zweijährige Kinder ist die Leistungs- und Gedächtnisentwicklung unmittelbar von ihrer Sprachkompetenz abhängig. Das zeigt schon, dass Kinder, deren Eltern wenig oder nur in Bruchstücken mit ihnen reden, einen deutlichen Nachteil haben.

Die Bildungsungleichheit beginnt mit der Geburt, denn Kinder kommen mit unterschiedlichen Begabungen und Intelligenzquotienten auf die Welt. Sie verschärft sich aber lang vor Eintritt in Kindergarten und Schule, wenn Kinder in einem anregungsarmen, sprachlich wenig entwickelten Umfeld aufwachsen. Eltern mit einer höheren Bildung sprechen unweigerlich in komplexeren Sätzen als Eltern mit wenig Bildungshintergrund.

Wie eng Sprache schon bei Kleinkindern mit Wissen und Denken verbunden ist, haben die Entwicklungspsychologen gezeigt. Sie lenkt nicht nur die kindliche Aufmerksamkeit und erleichtert die Gedächtnisentwicklung, sie ist auch von großer Bedeutung für den Wissenserwerb und die Selbststeuerung, sowie für die intuitive Psychologie des Kindes, also für die Einschätzung anderer. Aber auch für die soziale Entwicklung ist Sprache entscheidend: Kinder können nur dann Konflikte durch Sprache lösen, wenn sie ausdrucksfähig sind.

So hat die Kindergartenstudie mit 550 Kindern aus 97 Kindergärten in Bayern und Hessen gezeigt, dass sprachlich gut entwickelte Kinder als Spielpartner begehrter sind als andere, dass sie sich weniger aggressiv gegenüber den anderen Kindern verhalten. Sie beruhigen sich auch schneller wieder, wenn sie nicht bekommen, was sie gerne möchten. Viele Eltern versuchen, ihren Kindern alle Enttäuschungserfahrungen zu ersparen. Sie werden dadurch nicht resilient, wie Psychologen sagen. Das ist die Fähigkeit mit Rückschlägen und dem eigenen Scheitern so umzugehen, dass man nicht resigniert. Es ist deshalb wichtig, dass auch behinderte oder in ihrer Entwicklung verzögerte Kinder lernen, mit Rückschlägen umzugehen und sich nicht entmutigen zu lassen. Gerade bei solchen Kindern entwickeln die Eltern oft so viel Mitleid, dass sie ihnen alle weiteren schlechten Erfahrungen ersparen wollen.

Sie tun ihren Kindern damit überhaupt keinen Gefallen. Ein Leben ohne Niederlagen, Rückschläge und Scheitern gibt es nämlich nicht. Kinder, die das nicht früh erfahren, sitzen dann weinend vor ihren Lehrern oder später vor den Ausbildern und Professoren. Denn mit einer schlechteren Note, es kann auch eine zwei sein, bricht für sie eine Welt zu hoch gesteckter Erwartungen zusammen.

In Grammatik, Wortschatz, nonverbaler Fähigkeit, dem verbalen Gedächtnis und dem Vorwissen sind Kinder von studierten Eltern im Alter von drei Jahren enorm überlegen. Am schwersten haben es Kinder von Eltern ohne Ausbildung, sie sind nur in den nonverbalen Fähigkeiten stark, beim Sprechen aber extrem schwach.

Diese Leistungsunterschiede bleiben bis zur Einschulung erhalten. Nur bei den nonverbalen Kompetenzen schneiden Kinder aus akademischen Elternhäusern etwas schwächer ab als andere. In allen anderen Domänen sind sie anderen Kindern weit überlegen.

In den vergangenen Jahren hat sich das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern erheblich gewandelt. Kinder wachsen viel behüteter auf. Sie werden oft bis ins Jugendalter von den Eltern in die Schule gefahren, in der Grundschule ohnehin. „Manchmal kommt es mir so vor, als sitze hier hinter jedem Busch ein böser Mann“, sagt die Berliner Grundschulleiterin etwas genervt. Denn sie findet, dass Eltern ihren Kindern viel früher Wege zutrauen könnten und sie auch draußen sich selbst überlassen müssten. Und die Überbehütung setzt sich oft noch dann fort, wenn die Kinder eigentlich erwachsen sind: Eltern kommen zu den Immatrikulationsfeiern ihrer Kinder. Dafür müssen inzwischen Sportstadien angemietet werden. Eltern gehen auf Zimmersuche in Uni-Städten und unterschreiben die Mietverträge, vor allem wenn das Kind noch nicht volljährig ist. Und wenn die Studentenbude gefunden ist, fahren sie mit einem gemieteten Transporter los und machen den Umzug und kaufen Möbel.

Das alles hätte die Generation der Baby-Boomer – wie man heute sagen würde – als „voll peinlich“ abgelehnt. Man war damals stolz darauf, alles allein zu managen und zu können. Den Eltern hat man die neue Adresse geschickt und auf die monatliche Überweisung von zuhause gehofft. Für Umzüge und Möbelkäufe tat man sich mit Kommilitonen zusammen. Aber das ist sehr anders geworden. Einerseits sind Eltern großzügig, wenn es darum geht, ihre Kinder virtuellen Gefährdungen etwa im Internet auszusetzen. Andererseits aber sind viele die sprichwörtlichen Helikoptereltern, wenn es um die analoge Welt geht.

Mütter können es gar nicht erwarten, sich in die Rolle der besten Freundin zu manövrieren und tauschen Klamotten mit ihren Töchtern. Sie laufen in den gleichen Jeans mit Löchern rum wie die pubertierenden Mädchen und tragen dieselben knappen Tops wie diese. Die Rollen verschwimmen. Solche Rollenunklarheiten führen dazu, dass das Erziehen schwierig wird. Grenzen zu setzen, konsequent zu sein und auch einmal „nein“ zu sagen, fällt manchen schwer. So überlassen auch deutsche Eltern dem Kindergarten und der Schule oft die Erziehung. Damit überfordern sie beide Institutionen. Denn beide können nur funktionieren und gute Arbeit leisten, wenn die Eltern sich als Partner des Bildungs- und Erziehungsprozesses sehen. Und das heißt, dass sie ihren Part genauso selbstverständlich übernehmen wie die Lehrer auch. Das heißt aber nicht, dass Lehrer den Unterricht und die Erarbeitung neuen Stoffes an die Eltern delegieren können, wenn sie krank sind. Auch solche Fehlentwicklungen gibt es schon in Grundschulen. Da ist eine Lehrerin krank und erwartet mit großer Selbstverständlichkeit, dass die Eltern den Stoff mit ihrem Kind erarbeiten. Genau hier verstärkt sich die soziale Spaltung noch einmal. Denn Eltern mit einem entsprechenden Bildungshintergrund haben damit weniger Probleme als Eltern mit schwacher Bildung. Wenn es irgendjemandem ernst ist mit der Bildungsgerechtigkeit, ist das ein unhaltbares Verfahren. Denn es benachteiligt die Schüler aus bildungsfernen Familien zusätzlich. Dasselbe gilt für die Hausaufgabenbetreuung. Eigentlich sollten Kinder ihre Hausaufgaben allein und selbständig machen. Viele Eltern kontrollieren. Nicht selten erledigen sie selbst die Aufgaben ihrer Kinder und wirken als Ghostwriter von Aufsätzen und Übersetzungen. Einen Gefallen tun sie ihren Kindern damit nicht. Denn sie verstärken allenfalls die Abhängigkeit, verhindern aber jeden Lerneffekt bei den Kindern. Früher oder später wird sich im Unterricht herausstellen, dass das Kind sich der Fähigkeiten seiner Eltern bedient hat. Dann fühlen sich Kinder erst recht bloßgestellt. Selbst begabte Schüler bleiben auf diese Weise manchmal unter ihren Möglichkeiten.

Eltern tragen die Verantwortung dafür, dass ihre Kinder selbständig arbeiten lernen, dass sie das Lernen üben und dass sie verstehen, dass Leistungsfortschritte und Erkenntnisse mit Anstrengung verbunden sind. Mütter sollten ihre Überbehütung nicht so weit ausdehnen, dass sie den Kindern auch in der Schule jeden Misserfolg ersparen wollen.

Die meisten Kinder sind anstrengungsbereit, sie wollen lernen. Und es ist ein ernüchternder Befund, dass ihnen die Begeisterung für das Lernen und ihre Neugierde oft genug schon in den ersten beiden Grundschuljahren ausgetrieben werden.

In den Schulordnungen und Schulprofilen haben Eltern wahrscheinlich noch nie so eine große Rolle gespielt wie heute. Sie sind in den Schulkonferenzen vertreten, sie sprechen weitaus öfter mit den Lehrern als zweimal im Jahr bei Elternabenden, zumindest gilt das für deutsche Eltern aus bildungsnahen Schichten. Sie verständigen sich untereinander über Whatsapp und Mail und die Mail sichert ihnen auch den direkten Zugang zum Lehrer.

Zugleich ist der Respekt vor den Lehrern gesunken. Es gibt Familien, in denen das Lehrerbashing bei jeder Mahlzeit zum guten Ton zu gehören scheint. Lehrer sind dann meist inkompetent, pädagogisch unfähig oder ungerecht, dass die Eltern selbst einen Anteil an dieser Wahrnehmung haben könnten, kommt den meisten von ihnen überhaupt nicht in den Sinn. Die Kinder bringt das Schlechtmachen der Lehrer in einen echten Solidaritätskonflikt. Wie könnten sie einen Lehrer respektieren, dessen Reputation die eigenen Eltern fortwährend kleinreden? Und oft bleibt es nicht bei der Diffamierung am häuslichen Esstisch. Auch im Internet werden Lehrer zunehmend belästigt, diffamiert und bedroht. Laut einer forsa-Befragung gab die Hälfte der Schulleiter an, in den vergangenen fünf Jahren psychische Gewalt gegen Lehrer erlebt zu haben, jeder vierte Schulleiter berichtete sogar von körperlicher Gewalt.

Es gibt vieles, was für einen rauerer Umgang miteinander spricht. WhatsApp und Facebook machen es leicht, auch anonym zu diffamieren und zu verleumden. Eine Grundschullehrerin aus Nordrhein-Westfalen musste sich vor kurzem in einer WhatsApp-Gruppe von Eltern als „Schlampe“ und „Hure“ beschimpfen lassen. Ein Gymnasiallehrer in Bayern wurde so attackiert, dass er sich inzwischen in psychologischer Behandlung befindet. Eltern sind nicht mehr zimperlich, wenn sie glauben, einen Lehrer als unfähig entlarvt zu haben und schreiben dann an Oberschulämter, Bezirksregierungen oder gleich ans Kultusministerium. „Sie ist eine despotische Herrscherin und pädagogisch völlig ungeeignet“, so lautet das vernichtende Urteil von Eltern in einem Brief an das bayerische Kultusministerium. Von solchen Entgleisungen berichten nicht nur schulische Aufsichtsbehörden, sondern auch Lehrerverbände. Der Verband Bildung und Erziehung VBE hat Untersuchungen zu Gewalt gegen Lehrer veröffentlicht, die viel Aufmerksamkeit fanden.

Gewalt sein kein Massenphänomen, könne aber nicht mehr ignoriert werden, so die Schlussfolgerung des Verbandes. Der BLLV, der Bayerische Lehrerinnen- und Lehrerverband hat die verbalen Ausfälle gegen Lehrer registriert und gezählt. Die Anzahl der Lehrer, die wegen verbaler Entgleisungen von Eltern Hilfe beim Verband sucht, ist deutlich gestiegen. Die Rechtsabteilung musste entsprechend ausgebaut werden. Und das liegt ganz bestimmt nicht daran, dass sich bayerische Eltern besonders oft im Ton vergreifen.

Besonders hart werden die Konflikte dann, wenn bestimmte Noten für den Wechsel auf eine weiterführende Schule gebraucht werden. Droht das Kind an den Notenhürden zu scheitern, bemühen nicht wenige Eltern Anwälte oder drohen damit. In der Regel tun Eltern ihren Kindern keinen Gefallen damit, wenn sie um jede Note feilschen, damit ihr Kind doch noch aufs Gymnasium kommt. Nicht wenige Lehrer sind dann allzu schnell bereit, alle Augen zuzudrücken und doch noch eine vier zu geben, obwohl die Leistung mangelhaft, also fünf war. Sie haben weder Nerven noch

Zeit für juristische Auseinandersetzungen überehrgeiziger Eltern, die dem Irrglauben anhängen, ihr Kind könne nur mit einem Gymnasialabschluss ein erfolgreiches Leben führen. Eigentlich wäre es Aufgabe von Eltern, ihre Kinder so gut zu kennen, dass sie eine Schule für sie suchten, die ihren Begabungen entspräche. Eine Realschule ist keine Schande und eine Lehre auch nicht. Jeder möchte gute Handwerker bei sich haben, aber kaum einer will, dass seine Kinder Handwerker werden. Dabei bedarf es nicht nur hoher technischer und kaufmännischer Fähigkeiten, sondern auch erheblicher sozialer Intelligenz im Umgang mit eigenen Angestellten und Kunden. Anspruchslos ist der Handwerkerberuf ganz bestimmt nicht.

Der Umgang mit Eltern spielt in der Ausbildung von Lehrern noch immer keine Rolle. Und es ist auch die Frage, ob für solch eine Frage die Universität der richtige Ort ist. Soziale Intelligenz und Einfühlungsvermögen lassen sich nur in Grenzen vermitteln. Das Abgrenzen gegenüber anderen kann man auch nicht in einer Vorlesung üben. Zwar reicht es nicht, wenn man nur auf die Kinderstube angehender Lehrer vertraut, sie müssen den respektvollen Umgang mit Eltern genauso lernen wie den Selbstschutz und die eigene Abgrenzung. Doch schon jetzt wird das Lehramtsstudium mit allen möglichen Belangen belastet, die eigentlich nichts an der Universität zu suchen haben. Den Umgang mit Eltern zu lernen, ist eigentlich Aufgabe der zweiten Ausbildungsphase im Referendariat und vor allem der dritten, anstrengenden Phase, der ersten Berufsjahre. Gerade in diesen Jahren bräuchten junge Lehrer Mentoren, die ihnen mit ihrer Erfahrung zur Seite stünden. Die dritte Phase, das Lernen im Beruf in den ersten Jahren, wird in der Lehrerausbildung häufig unterschätzt, weil diese Phase institutionell nicht mehr begleitet wird. Um so wichtiger wäre es für junge Lehrer, genau dann gute Berater oder Coaches zu haben, die ihnen Rückmeldungen geben und ihnen zur Sicherheit im Beruf verhelfen.

Auch wenn viele Lehrer über die Eltern als größtes Hemmnis beim schulischen Lernen klagen werden, ein rücksichtsvoller Umgang auf allen Seiten ist immer noch die sicherste Methode, Dauerkonflikte zu vermeiden.

Bildungsprozesse gelingen nur, wenn sich alle Beteiligten daran mit Respekt begegnen. Das heißt auch, dass Lehrer ihre Schüler respektvoll und als eigenständige Personen behandeln und nicht erst ab 1,50 Meter Körpergröße damit anfangen. Es heißt umgekehrt, dass Schüler die Lehrer in ihrer Rolle anerkennen und respektieren, dasselbe gilt für deren Eltern.

Eltern müssen auch verstehen lernen, dass die Lehrer ihrer Kinder nicht rund um die Uhr erreichbar sein können. Es ist auch nicht Aufgabe der Lehrer, auf die spätabendliche Anfrage von Eltern per Mail zu antworten, in der steht: „mein Sohn hat die Hausaufgaben nicht verstanden. Können Sie helfen?“. Solch eine spätabendliche Anfrage muss kein Lehrer beantworten. Es ist Aufgabe des Schülers, sofort zu fragen, wenn die Aufgaben verteilt werden. Und es ist nicht Aufgabe des Lehrers, zu jeder Tages- und Nachtzeit für Schüler oder Eltern erreichbar zu sein. Zugleich ist es nicht Aufgabe der Eltern, die Unzulänglichkeiten der Lehrer als private Nachhilfelehrer zuhause auszubügeln. Wer als Lehrer darauf setzt, verschärft die soziale Ungleichheit. Denn er nimmt billigend in Kauf, dass Kinder mit gebildeten

Eltern, die ohnehin schon viel günstigere Ausgangsbedingungen haben, ihren Vorsprung mit Hilfe ihrer Eltern noch weiter ausbauen.

* * * * *